Zeitschrift: Wissen und Leben
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 22 (1919-1920)

Buchbesprechung: Neue Bücher

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 02.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

NEUE BÜCHER

DEUTSCHES TATDENKEN. Von Willy Schlüter. Verlag O. Laube. 1919. Dresden.

Es wäre ungerecht, wenn in einer Zeitschrift, die wie *Wissen und Leben* in echter geistiger Neutralität neuen, wertvollen Denkweisen und Forschungen dient, von welcher Seite sie kommen mögen, falls ihr Gehalt nur bildend, lebensfördernd ist, wenn hier, sage ich, an dieses idealistischen Selbstdenkers Frucht seines fünfzehnjährigen heißen Bemühens ohne ein Wort der Anerkennung und des Hinweises vorübergegangen würde.

Bisher sind einige Stimmen von solchen, die Schlüter seit vielen Jahren, sogar seit Jahrzehnten schätzen, vernehmbar geworden, z. B. von den Professoren F. Tönnies und Rudolf Eucken, mit welch letzterem Schlüter Artverwandtschaft zeigt, aber dieser Stimmen sind noch wenige, ist doch auch das 260seitige Werk Schlüters schon der Sprache nach schwerer zugänglich, als es Durchschnittsbücher sind. Wenn Schlüter etwa sagt: „Tun wächst am Tun. Jedes neue Tun lässt ein Mehr von Können hervorwachsen, als vor dem Tatvollzuge sichtbar war," so braucht es, obwohl das eine leichtfassliche Stelle ist, doch sicher noch für manchen eine Art Übersetzung, damit er klar ist, und er wird die einfachere Ausdrucksweise lieber sich aneignen: „Wir treten mit dem Gefühl des Unvermögens an eine Arbeit heran. Sind wir aber erst recht im Zuge, gewahren wir in uns Fähigkeiten, die abseits der Tat sich nie in uns gestaltet hätten." Dieser Prozess der Übersetzung in gewohntere Sprache muss das ganze Buch entlang vorgenommen werden, und dies ist eben nicht jedermanns Sache. Unendlich viel seltsame Wortgebilde werden zusammengefügt, deren Kern man sich sozusagen erst erobern muss.

Der Verfasser, dessen sehr geistvolles, schlichtes, ernstes Antlitz in einem kleinen Bild, von der Größe ungefähr einer Passphotographie, ohne jede Prätention dem gewichtigen Buche beigegeben ist, glaubt an den Weltberuf des deutschen Volkes, jedoch bildet sein Denken den größten Gegensatz zu allen imperialistischen Büchern, etwa zu Rohrbach, bei dem alles nur abstoßender Materialismus ist. Schlüter glaubt an den *Idealberuf* der Deutschen; der Verirrung des Weltimperialismus huldigt er keinen Augenblick, weil es in der Welt, wo er lebt, so etwas gar nicht gibt, hier ist redliche Sachlichkeit, Gewissenszucht, Uneigennützigkeit, letzte Hingabe an rein geistiges Forschen, ohne eigennützige Zwecke zu Hause; praktisch im gemeinen Sinne ist nichts in diesem Buch gemeint, wohl aber, selbstverständlich, in dem Sinn, wie der deutsche Idealismus Fichtes, Schellings auch praktisch war, nämlich dass man sich, indem man in und mit der gesamten Menschheit am Gesamtleben baut, aus den Fesseln der Eigennot erlöst.

Um Kraft und Freiheit im geistigen Schaffen aus sittlicher Gesundheit heraus ist es dem Verfasser dieses Buches zu tun. Er fühlt seine Verpflichtung gegenüber einem Allgeist, an welchen er glaubt, und durch seine Demut ermutigt und stärkt er den aufmerksamen, wohlgesinnten Leser. Er dient durch die Aufforderung steter Erneuerung des Willens dem Zweck der Verjüngung des Daseins, und sein Tat-Denken, das aus hartem und bitterem Ringen seinem Volk den Ausweg zeigen will, weist dieses Volk nicht auf materielle Güter in erster Linie, sondern auf

Gestaltung der Persönlichkeit, nach inneren Werten.

Ich führe zum Schluss ein paar der menschlich einfachsten, zugleich die vornehme Gesinnung des Verfassers kennzeichnenden, praktischen Leitsätze an: „Wir müssen alle den Mut aufbringen, immer wieder auch den Dichter in uns lebendig zu machen... Jede Liebe, Güte und Zartheit ist Dichtung des Herzens... Indem wir alle das Volk um uns als Schoß Gottes dichterisch erleben und in diesem Sinne Volksbildner zu werden uns bemühen, sind wir Dichter...."

Ich habe hier nicht von den Auseinandersetzungen Schlüters mit Kant, Fichte, Schelling, Hegel, Schopenhauer und vielen weniger bekannten Denkern gesprochen, auch nicht von seiner Ablehnung der Überspannung des Staates, die der Ablehnung des selbstsüchtigen Hasses der Individuen parallel geht, sehr vieles muss ganz unangetönt bleiben; dem Hirn-Menschentum wird überall das Herz-Menschentum entgegengestellt, dem „Willkür-Herrentum" das „alldienstbereite Helfertum". Gewiss psychologisch richtig spricht Schüter bei dem großen Führer Karl Marx, dessen Schöpferbedeutung und höchstgespanntes Wollen richtig gewürdigt wird, von einem „sehr eigenwilligen, oft übermäßig herrischen Führerwesen", wie bei Lassalle von „feurigem Ehrgeiz"; die Gefahren der Leidenschaften und Stichworte des Parteilebens übersieht Schlüter nicht, weil ihm an der Unabhängigkeit des Geistes gelegen ist. Sein Glaube hinsichtlich der Völkerzukunft ist dieser: „Den Völker-Nöten der heutigen Zeit ist nur eine unbedingte, allumfassende Güte gewachsen, die vom Geiste geführt wird." Nur so ist Schönheit im Menschendasein möglich.

Über Schlüters Werk als Ganzes dürfen wir Goethes Worte setzen: „Und dein Streben, sei's in Liebe! Und dein Leben, sei's die Tat!"

INTERLAKEN O. VOLKART

*

MICHELANGELO von Romain Rolland. Europäische Bücher. Max Rascher, Verlag, Zürich. Übersetzt von Dr. Steinberg. 1919. Fr. 3.50.

Dies Werk des großen Rolland ist ergreifend, hier ist der „Mann, der sich zu hoch über die eigene Zeit erhebt", die „einzige Persönlichkeit, die nur einmal war und nie mehr sein wird". Der „Orkan" Michelangelo, dieser „Sturzbach" ist von seinem Anfang bis zu seinem Ende als ungeheure Einheit erfasst.

Wenn andere das Werk Michelangelos „töten, indem sie es zerstückeln", taucht Rolland selbst in das Licht unter, und ein Vorbild der unvergleichlichen Energie erhebt sich vor uns. Man lese, was Rolland über das Gewölbe der Sixtina sagt (S. 49 ff.): „Orkan braust von einem Ende dieses Titanenvolkes bis zum anderen, er reißt in seine Wirbel Gott hinein, der die Sonne erschafft und sie wie eine Feuerkugel durch die Räume wirft. Grollen des Sturmes umgibt und betäubt uns. Man kann sich ihm nicht entziehen." Das erschreckende Werk „erstickt, verbrennt einen".

Über Michelangelos Charakter: „Man muss zugeben, dass dieser heftige Geist in der Tat furchtsam war. Er wagte es nicht, gegen die Mächtigen dieser Welt anzukämpfen, weder in Politik noch in Religion ... Er fürchtete alles und fürchtete immer ... Michelangelo hatte nicht die Kraft, eine unwürdige Aufgabe abzuweisen. Sein Genius war heroisch, sein Wille nicht" ... Wie deckt Rolland die große seelische Zerrüttung in dem Riesen auf, die Tragödien der einsamen und verzweifelten Seele den Zorn, die Rachgier, den Hass und den

Sieg. Gewaltig ist die Schilderung des „Moses“, dieser Vision, von der man nicht weiß, ist sie „christlich? heidnisch,“ mit dem zerstörenden, zermalmenden Grimm, gleich dem „in den ersten Akkorden des Vorspiels zum Coriolan“ (Beethoven wird, selbstverständlich, öfters herangezogen), und der französische Meister weist uns auf die Reife des Werkes hin: „Man fühlt, dass Michelangelo mehr als dreißig Jahre mit ihm gelebt hat, ohne sich entschließen zu können, sich von ihm zu trennen. Er hat sich in ihm beschaut wie in einem herrlichen Spiegel, der ihm das vergöttlichte Bild seiner eigenen Seele widerstrahlte. Denn der „Moses“ ist nicht nur vollkommenster künstlerischer Ausdruck, der Genius Michelangelos hat in ihm auch seinen höchsten, sittlichen Ausdruck gefunden. Nie wieder hat er so wie hier das herrliche Gleichgewicht einer stürmischen Seele, die von einem eisernen Willen beherrscht wird, auszudrücken vermocht.“

Ebenso schön ist bei Rolland die Schilderung des tragischen Kampfes, den der Greis beim Petersbau zu führen hatte bis in die letzten Stunden seines Lebens, ferner wie Rolland die „unsagbare Gefühlsstärke“ der „Kreuzabnahme“ der Kathedrale in Florenz beschreibt: „Vom Herzen zum Herzen — wie Beethoven am Ende seiner Messe ‚in re‘ schrieb ... Wir fühlen: es ist ein Selbstgespräch aus einsamen Nächten, in denen Michelangelo seinem Schmerz gegenüberstand und nur zu sich selbst sprach. Er hat sich selbst als vermummten Greis dargestellt, der aufrecht, unendlich traurig und zärtlich den gestorbenen und jammervoll zusammensinkenden Christus stützt ..... Wie ist Michelangelo mild geworden seit seinen ersten Werken! Wie weit ist das alles entfernt von dem unerbittlichen Heldentum seiner Jugend, wie weit selbst von der „Pietà“ der Peterskirche, deren heitere Schönheit über allem Schmerz dahinschwebt. Hier leidet er und gibt sich ganz hin. Was bedeutet der Mangel an Proportion, die zaghafte Komposition, der Größenunterschied der Figuren? In seiner Innigkeit ist das Werk einzig. Es ist seine reine Seele.“ — — — Romain Rollands gesamte Dartellung des Lebens, Schaffens, Leidens Michelangelos, der Größe dieser Sonne der Erhabenheit, dieses „Gottes der Kunst“, darf auch mit dem Worte „einzig“ zubenannt werden. Überall die großen Linien, von einem überragenden Herzen und Geist gezogen. — Die Übersetzung Dr. Steinbergs verdirbt nichts und ist trefflich.

Der Bericht über die letzten Geschehnisse mit Michelangelos Leiche mag diese Zeilen abschließen, die ja unmöglich den Sinn einer Kritik an so Großem haben konnten, sondern nur zeigen wollten, wie Edelstes edel behandelt ist. „Der Papst wollte ihn in St. Peter beerdigen, aber Michelangelo hatte den Wunsch ausgesprochen, wenigstens im Tode nach Florenz zu kommen, da er es im Leben nicht gekonnt, Lionardo beschloss, diesen letzten Wunsch zu erfüllen im Einverständnis mit den Befehlen des Herzogs Cosimo, der sich anerbot, Michelangelo zu Ehren eine Statue im Florentiner Dom zu errichten. Die Römer aber erlaubten nicht, dass man die Leiche wegtrage. Man musste sie heimlich in einen Leinwandballen verpacken, der am 29. Februar als Frachtgut nach Florenz gesandt wurde. — Auf diese Weise hielt Michelangelo am 10. März 1564 Einzug in seine Vaterstadt. Am nächsten Tage wurde der Sarg nachts beim Lichte von Fackeln von den Florentiner Künstlern nach Santa Croce getragen. Die anwesende Menge war

so groß, dass man Mühe hatte, die Kirche zu durchqueren. In der Sakristei ließ der Leiter der Malerakademie, Vincenzo Borghini, den Sarg öffnen. Der Leichnam war unverändert. Michelangelo schien zu schlafen. Er war in schwarzen Damast gekleidet; auf dem Haupte trug er einen altertümlichen Filzhut, an den Füßen Stiefel mit Sporen. So pflegte er im Leben zu ruhen, angezogen und gestiefelt, jederzeit bereit, aufzustehen und die Arbeit aufzunehmen."

R. Rolland schildert zum Schluss eindringlich, wie die Größe Michelangelos das Verhängnis der auf ihn folgenden italienischen Künstler wurde, denn es scheint, als ob solche Heroen der Kunst „den Kommenden nichts übrig ließen, als in ihnen aufzugehen und zu verschwinden."

INTERLAKEN O. VOLKART

*

BRIEFWECHSEL THEOD. STORM-EDUARD MÖRIKE. Mit 25 bisher unveröffentlichten Bildnissen und 17 weiteren Beigaben. Herausgegeben von Hans Wolfgang Rath. Stuttgart, Verlag von Julius Hofmann. 1919.

Auf der Kieler Hochschule entdeckten zu Ende der dreißiger Jahre des vorigen Jahrhunderts Theodor Storm und seine Freunde Mörike, den Lyriker. Rohtraut, Schön-Rohtraut fing ihre Seelen ein. Die Muse Storms fand sich angerufen. Als der werdende Dichter sich durch seinen poetischen Erstling, „Sommergeschichten", dazu ermächtigt fühlte, nahte er sich dem ihm persönlich unbekannten schwäbischen Meister, seine literarische Gabe mit dem feinsten Huldigungsschreiben begleitend. Er musste auf die geistvoll herzliche Antwort aus Stuttgart zwei und ein halbes Jahr lang warten. Dieser Einleitung entspricht der Fortgang der Korrespondenz. Sie erlahmt auf der Seite Mörikes nach dreimaligem Anlauf schon im fünften Jahr, um sich erst nach einem Jahrzehnt noch einmal aufzuraffen. Anlass: der von Mörike tief und wunderschön beklagte Tod der Frau Constanze Storm. So verrät dieser Briefwechsel — auf negativem Wege — die Hemmungen und Trübungen einer ihrer innersten Bildung nach mit Vollkommenheit gesegneten Psyche, weshalb man denn auch seiner nicht recht froh werden kann. Mörike schreibt nicht nur selten, sondern auch zurückhaltend. Was könnte, so meint man, dem erinnerungsreichsten der Dichter willkommener gewesen sein, als der Vorschlag Storms, ihm eine kleine Lebensbeschreibung zu „vergönnen", im Austausch gegen die von Storm gespendete? Er aber schickt dem Freunde die Schriften seines Freundes Ludwig Bauer, mit der Bitte, in deren erstem Band nach Abzug der freundschaftlichen Übertreibung ein Stück Leben von ihm und seinem Kreis nachzulesen. Eine Ahnung seines kommenden Schweigens und des auf ihn wartenden Scheines der Unfreundlichkeit scheint ihm Worte wie die folgenden (2. Brief) eingegeben zu haben: „Ich möchte gern, dass Sie wüssten, wie sehr wir Sie mit allen Ihren Angehörigen für alle Zeit kennen und lieben. Als ich in Ihrem jüngsten Schreiben an die Stelle kam, wo Sie von hartnäckiger Kränklichkeit reden, durchzuckte mich ein Schmerz und weinerliches Zorngefühl, wie uns ergreift, wenn wir das Edelste durch eine rohe Hand bedroht oder beschädigt sehen." Theodor Fontane als Gewährsmann anführend, macht der Herausgeber als Gründe für die Zurückhaltung Mörikes namhaft: gewisse Selbstgefälligkeiten und kritische Äußerungen des jüngeren Dichters und dann seine norddeutsche

Wesensart. Das Letztere trifft jedenfalls zu, die beiden ersten Umstände können bezweifelt werden. Mörike vermochte doch wohl das Gefallen an sich (es tröstete ihn ja — „der Genius jauchzt in mir!“ — oft innerhalb so „traur'ger Wände“) in jeder Form zu begreifen und verzeihen. Und beanstandet Storm gewisse Stellen seines „Nolten“, so liebt und verteidigt er das Werk, das er jung und glücklich in einem umgrünten Gartensaal gelesen hat, und an dessen erste Form er beileibe nicht gerührt haben will. „Sie müssen“, schreibt er, „lieber Neues schaffen. Was seit zwanzig Jahren von Ihnen da ist, ist glücklicherweise Eigentum der Nation geworden; Sie haben so zu sagen, das Dispositionsrecht darüber verloren.“ Lobpreisung der Mörikeschen Lyrik stand seinen wohlerwogenen und interessanten Aussetzungen am Roman gegenüber. Mörike konnte wohl fühlen, dass Storm seine Gedichte über seine eigenen stellte. Ihre Verbreitung ist ihm Herzenspflicht, er trägt sie in Freundeskreisen vor, die Auswahl mit Entzücken erwägend, er gewinnt die Potsdamer für den „Turmhahn“, er meldet Mörike sein Lob, wo er es vernimmt. Die sechs unbeantworteten Briefe Storms, voll von unbedankten Vertrauens- und Freundschaftsbeweisen, so willkommen Stormsche Kundgebung ja immer ist, berühren schmerzlich, weil eine gewisse großmütige Anstrengung des Schreibers doch fühlbar und der Seufzer des gramvollen Empfängers und Briefschuldners wider Willen vernehmlich wird. Auf seinen erschwerten Wegen zu Storm fehlte Mörike die Brücke der gemeinsamen Jugenderinnerungen. In seiner Arbeitsfähigkeit schon als Fünfziger gehemmt, scheute er die Anstrengung, weit auszuholen. Auch war er den schwäbischen Humor als Zuhörer gewohnt. Der Humor fehlte Storm. Ein merkwürdiges Wort äußert er übrigens in seinem zweiten Briefe, nachdem er die erbetene Lebensbeschreibung versagt hat: „Ich glaube, die Versuchung, mehr zu sagen, als wir Beide wollen, ist es vornehmlich, was ich dabei fürchte.“ Fiel es ihm zu schwer, die Geister von Orplid und Urach zu wecken? Fürchtete er, ihr Andrang könnte dem gemessenen Storm doch nicht angenehm sein?

Von ihrem eigenen und gegenseitigen Werke stark absorbiert, verzichten beide Briefschreiber auf eingehende Betrachtung zeitgenössischer Dichtungen. Ihre Briefe spiegeln zwar lebhaften literarischen Verkehr, doch namentlich als ihre Kritiker (Fontane, Heyse), ihre Mitarbeiter an Revuen und Jahrbüchern, als ihre Korrespondenten, als Spender von illustren Albumblättern (Frau Constanze Storm zugedacht), kommen die Dichter der Zeit, so Uhland, Kerner, Kurz, Vischer, Eichendorff, zur Sprache.

Durchaus wertvoll ist der Aufschluss über das eigene Schaffen der beiden Dichter, wie dies natürlich ist, wo Kenner und Bekenner von solchem Range, so berufene und feinfühlige Ratgeber, geborene Lyrikfreunde das Wort haben. Sie sprechen über Motive, Anordnungen, Unterkünfte, Vertonungen, Metamorphosen ihrer Gedichte. Sie stellen Gesetze der Lyrik fest, die Erregung bekundend, der die Dichter, wo es sich um Geschick und Wertung ihrer Lyrik handelt, nie entgehen. Sie beleuchten Eigentümlichkeiten und besondere Voraussetzungen ihrer Produktion. Sobald er recht bewegt werde, sagt Storm, bedürfe er der gebundenen Form. Darum sei in seinen ersten Novellen, worüber Mörike sich wunderte, „keine Spur des Schmerzes über das Schick-

sal seiner Heimat zu finden". „Daher ging von allem, was an Leidenschaftlichem und Herbem an Charakter und Humor in mir ist, die Spur meist nur in die Gedichte hinein. In der Prosa ruhte ich mich aus von den Erregungen des Tages; dort suchte ich grüne, stille Sommereinsamkeit."

Hier spricht noch der jugendliche Storm, der seine Entwicklung nicht voraussah, der Verfasser von „Immensee" und „Ein grünes Blatt"; im Hinblick auf seine tragisch-dämonisch durchwitterten Meisternovellen kann man ihm nicht beipflichten. Mörike hat Stormsche Werke wie „Renate", „Carsten Curator" und „Der Schimmelreiter" nicht erlebt, manche ihrer bedeutenden Vorläufer fielen schon in die Zeit seines Verstummtseins, so dass wir nur seine sehr sympathischen Auslassungen über die Stormschen Frühwerke haben.

Einen „närrischen casum" erzählt Mörike dem Freunde. Uhland habe, berichtet er, in einer alten Chronik eine verschollene Blaubeurer Sage gefunden, die sich mit einer Episode aus der „Schönen Lau" decke. Mörike, über dieses Zusammentreffen nicht wenig erstaunt, vermag auch in den hintersten Kammern seines Gehirns nicht die leiseste Spur empfangener Überlieferung zu finden. Beide Dichter äußern sich in der Folge darüber, dass es für den Wert einer Dichtung kaum in Betracht komme, wie viel oder wenig an dem Stoffe vorgelegen habe. Alle, auch Heyse, wie es scheint, so beklagt sich Mörike, „setzen voraus, die Bodenseeidylle beruhe auf Geschichtchen, da doch die gedoppelte Fabel, sowohl von der Kapelle und der Glocke, als von Gertrud und ihrer Bestrafung ganz auf meine Rechnung kommt". „Ich habe es bis jetzt", sagt er, „nicht der Mühe wert gehalten, gewisse irrige Annahmen meiner Kritiker in dieser Hinsicht zu berichtigen."

Stormsche Familiengeschichte füllt diese Briefe um so ausgiebiger, als vierzehn Briefe aus Husum und Hademarschen noch an die Witwe Mörikes gerichtet sind, in welchen das literarische Element naturgemäß zurücktritt und der unermüdliche Schicksalsbetrachter und treueste Vater von den Lebens- und Berufssorgen, von Jugendglück und einem frühen Todeslose seiner Söhne und Töchter spricht, deren kluge und sinnige Kindergespräche er dem Freunde einst mit Entzücken mitgeteilt hatte. In seinem schönsten Briefe — von ihm geht der maßgebende, stormisch dunkle Eindruck dieser Hauschronik aus — hat er Mörike den Tod seiner Frau (Constanze) angezeigt. Dass diese Frau in jeder Beziehung würdig war, „den Trank aus seinen (des schwäbischen Dichters) goldnen Schalen zu kosten", hatte Mörike schon früh von Storm erfahren dürfen.

Der nachforschenden Treue Storms ist mancher Einblick in das Haus Mörike zu verdanken. Zu seinem Trost und Schmerz gewahrt der Mörikefreund, dass wahres Glück den tragischen Zerwürfnissen so guter Menschen voranging. Die schlichte Noblesse und das Feingefühl, womit die beiden Getreuen, Margarete Mörike und Storm, an diese schmerzlichen Dinge rühren, rechtfertigt die Herausgabe der zwischen ihnen gewechselten Briefe, deren letzter vier Wochen vor dem Tode Storms datiert.

Ein Alt-Stuttgarteridyll erfreut im Mittelpunkt des Buches, dessen einer Held der große schwäbische Idylliker ist. Storm tritt als Gast in Mörikes Stube. Erste Mutterfreude leuchtet aus den Augen Frau Gretchens. Der helle Mergentheimer duftet aus den Gläsern. Hartlaub, der Herzensfreund Mörikes, fehlt nicht in dem kleinen

Kreise. „I bitt' Sie, ist das nu zum Aushalte?“ fragt er Storm und meint die Schönheit der Mozartnovelle, die der Gastfreund vorliest. „Du hättest Mörike und meinen Alten (Storms Vater) Arm in Arm die Stadt beschauen sehen sollen, beide den Hut im Nacken und in der besten Laune“, schreibt Storm einem Freunde (September 1855).

Storm ruht nicht, bevor er dem Freunde sein Wesen und Geschick von Grund aus offenbart hat. Von Potsdam aus, also unter Heimwehbeleuchtung, schildert er ihm den Boden, auf dem er gewachsen ist. Ein Brief vom Umfang einer seiner kürzeren Novellen entsteht. Beherbergt, gehütet, umrauscht von der Wind- und Wassermühle, den wild blühenden, immendurchschwärmten, waldumzirkten Gärten und dämmerigen patrizischen Häusern seiner Vorfahren väterlicher- und mütterlicherseits, treten die Urbilder seiner Motive und Gestalten vor uns. Vernehmlich werden die Nachtigallenschläge und die über das alte Husum hinweg meerwärts brausenden Vogelflüge, die nachmals im geheimsten Namen der Lyrik in die Werke Storms übergegangen sind. Ein Stück Jugendleben Storms ist hier leicht und fein, sozusagen mit ausruhender Dichterhand, skizziert; die langerwogenen poetischen Ausführungen und Verklärungen finden wir in den Novellen und Gedichten. Wie auch Mörike, der Idylliker, die Gestalten der Öhme und Vettern mit den alten kindlichen Herzen, diese munteren Vogelsteller und Ferienfreudenspender des Knaben Storm, kaum gegrüßt, ausarbeitete, lässt sich leicht denken. „Es ist herrlich“, schreibt er, „was Sie uns da neuestens wieder erzählen — — — Ich habe außer mir und den Meinen noch ein paar gute Seelen damit erquickt, ja, recht eigentlich damit geprangt.“ Als unergründlich bezeichnet er mit Recht die Gründe seines Schweigens. Dass in der Fülle und Güte der Gaben Storms ein erstes Hindernis seiner eigenen Mitteilung gelegen habe, gesteht er gleicherzeit. „Besuch in Urach“, vom Urquell poetischer Beredsamkeit gespeist, vermag ein jahrzehntelanges Schweigen zu vergüten. Das mag sich auch Storm gesagt haben. ANNA FIERZ

□□□

Man kann ein Held der Pflicht sein. Aber man kann auch ein Pantoffelheld der Pflicht sein und ihr dienen, nicht weil sie die schönste und beste ist, sondern bloß weil man zu faul oder feige ist, ihr davon zu laufen und sich eine schönere und bessere auszusuchen. Und man kann seine Pflicht lieben und verehren. Aber man kann auch bloß mit ihr kokettieren, ihr den Hof und mit ihr Staat machen. Und man kann seiner Pflicht treu sein wie ein Liebender. Aber man kann ihr auch treu sein wie ein Hund, der alles verbellt und verkläfft, was ihm nicht gefällt. H. LONCAR

* * *

„Sein Ausdruck ist gesucht.“ Wenn er nur auch gefunden ist!

H. LONCAR

□□□

Verantwortlicher Redaktor: Prof. Dr. E. BOVET.
Redaktion und Sekretariat: Bleicherweg 13. — Telephon Selnau 47 96.